Erscheint
wöchentlich zweimal (Mittwoch und Sonnabend)
in Stärke von 1—1½ Bogen.
Vierteljährlicher Pränumerationspreis 3 Mark 60 Pf.
Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten
des In- und Auslandes.

Schlesische Landwirthschaftliche Zeitung.

Organ der Gesammt-Landwirthschaft.

Redigirt von R. Tamme.

Nr. 26. Sechszehnter Jahrgang. — Verlag von Eduard Trewendt in Breslau. 31. März 1875.

Abonnements-Einladung.

Beim bevorstehenden Quartalswechsel ersuchen wir unsere geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das

II. Quartal 1875
(XVI. Jahrgang)

unseres Blattes im Interesse ununterbrochener Zusendung bei den resp. Buchhandlungen oder Post-Anstalten möglichst bald erneuern zu wollen.

Der Abonnementspreis beträgt auch für das neue Quartal nur 3 Mark 60 Pf., bei directer Zusendung unter Kreuzband 4 Mark.

Breslau, im März 1875.

Eduard Trewendt,
Verlagshandlung.

Inhalts-Uebersicht.

Streifereien auf dem Gebiete der Agriculturchemie. Th. II.

(Original.)
(Fortsetzung.)

Humus hat, wie schon gesagt, mein Freund, in Folge seiner Porosität eine hohe Absorptionskraft dem Wasser gegenüber, es macht sich diese Kraft aber nicht allein in Betreff der Feuchtigkeit geltend, auch die sogenannten Atmosphärilien und die in dem Boden selber enthaltenen Pflanzennährstoffe sind ihr fast ohne Ausnahme unterworfen — eine Eigenschaft, welche, indem sie ein Verschlemmen von Nährstoffen in den Untergrund verhindert und eine Aufspeicherung von Nährstoffen ermöglicht, einen weiteren ungemein günstigen Einfluß auf die Pflanzenvegetation ausübt. Vor allem in der Jugend, in welcher die zur Aufnahme der Atmosphärilien hauptsächlich bestimmten Blattorgane noch nicht genügend entwickelt sind, ist es der Humus, welcher den Uebergang dieser wichtigen Nährstoffe in die Pflanzen in Folge seiner Absorptionskraft vermittelt. In welchem Grade sich diese Absorptionskraft unter Umständen geltend machen kann, beweist Dir die Fähigkeit einer frisch gedüngten humosen Ackererde 400mal mehr Kohlensäure festzuhalten, als die sie umgebende athmosphärische Luft enthält (nach Boussingault). Aehnliche, wenn auch nicht so hohe Resultate ergeben die Untersuchungen unserer besseren, d. h. humusreicheren Ackererden auf ihren Gehalt an Sauerstoff, an Stickstoff 2c. — alle diese Nährstoffe werden durch den Humus mehr oder weniger aufgesogen und festgehalten, um dann theils direct Verwendung bei der Ernährung der Pflanzen zu finden, theils aber auch um als Erreger und Vermittler der in unseren Ackererden beständig stattfindenden chemischen Thätigkeit aufzutreten.

Ich habe Dir schon oben angedeutet, mein Freund, daß dem Humus auch in chemischer Hinsicht ein ungemein wichtiger Einfluß auf die Pflanzenvegetation unbedingt zuerkannt werden muß. Seine wenn auch langsame, aber doch unter günstigen Verhältnissen beständig stattfindende Zersetzung bedingt die fortwährende Entwickelung der bei jedem Fäulniß- oder Verwesungsprocesse entstehenden Endproducte: Wasser, Kohlensäure und Salpetersäure resp. Ammoniak.

Es sind dies, wie schon öfters gesagt, nicht allein direct zur Ernährung der Pflanzen dienende Verbindungen, sie tragen auch alle aus früher angegebenen Gründen wesentlich zur Umwandlung anderer dem Boden beigemengter, wenig assimilirbarer Nährstoffe in leichter assimilirbare bei. Theils werden sie, mit den Pflanzenwurzeln in Berührung kommend, den Pflanzen direct durch diese zugeführt, theils entweichen sie in Folge ihrer gasförmigen Gestalt und der allen Gasen eigenthümlichen Eigenschaft, sich mehr oder weniger mit der atmosphärischen Luft freiwillig zu vermengen in die atmosphärische Luft, um auf diesem Umwege dann den Pflanzen zur Absorption vermittelst ihrer Blattorgane dargeboten zu werden. Zum größten Theil aber werden sie, wie schon oben gesagt, durch den vorhandenen, noch unzersetzten Humus festgehalten — freilich macht dabei auch der dem Boden beigemengte Thon seine Rechte auf sie geltend — sei es, um sie zu einer späteren directen Verwendung als Nährstoffe aufzuspeichern, sei es, um einen längeren chemischen Einfluß derselben auf andere Bodenbestandtheile zu ermöglichen.

Daß außer den Zersetzungsproducten des Humus auch dem Humus selber, wenigstens soweit als die vorhandenen Humusstoffe als Säuren auftreten, ein directer chemischer Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens und damit auch auf die Pflanzen-Vegetation zukommt, geht aus schon früher Gesagtem hervor, mein Freund. Die Humussäuren vermögen sich sowohl mit Alkalien als auch mit alkalischen Erden zu Salzen zu verbinden; durch Geltendmachung dieser Verwandschaft wird natürlich die Beschaffenheit der Ackererde wesentlich verändert, indem nun die anfänglich vorhandenen Bestandtheile zu neuen Verbindungen gruppirt besonders in Bezug auf ihre Löslichkeit ein ganz verändertes Verhalten zeigen. Wohl entstehen dabei, hauptsächlich wenn diese Verwandtschaft alkalischen Erden gegenüber sich geltend machen muß, auch Verbindungen, welche in reinem Wasser vollständig unlöslich sind und darum für die Ernährung der Pflanzen völlig unbrauchbar erscheinen — bei genauerer Untersuchung geben sich dieselben jedoch nur als Uebergangsstufen zu neuen löslichen Verbindungen zu erkennen; unter dem Einflusse der Kohlensäure und kohlensaurer Alkalien setzen sich alle diese unlöslichen humussauren Salze in lösliche um, um so dann in die Reihe der Pflanzennährstoffe eintreten zu können.

Humus ist eine in Zersetzung begriffene organische Substanz; wir haben gesehen, mein Freund, daß diese Zersetzung wenn auch langsam aber doch beständig fortschreitet, sofern nur die die Zersetzung bedingenden Factoren nicht ganz oder auch nur zum Theil außer Kraft treten. Es folgt daraus, daß mit beendeter Zersetzung die Humusstoffe verschwunden und damit dann natürlich auch alle die von ihnen hervorgerufenen so eben besprochenen günstigen Einflüsse auf Bodenbeschaffenheit und Bodenthätigkeit aufgehoben sein müssen. Die Natur, sich selber überlassen, beugt diesem vollständigen Verluste vor, indem sie, in Folge des von ihr bedingten beständigen Kreislaufes dem Boden in den absterbenden Pflanzen und Thieren immer neues Material zu genügender neuer Humusbildung liefert; durch die Landwirthschaft in Fesseln gelegt, vermag sie diese weise Selbstcorrection nur in beschränktem Grade auszuüben, weil wir eben einen mehr oder weniger großen Theil der von der Natur erzeugten organischen Substanz dem Boden in den verkauften Wirthschaftserzeugnissen theils vollständig entziehen theils aber auch nur in einer zu reichlicher Humusbildung weniger günstigen Form wieder bieten. Wollten wir uns in dieser Hinsicht nur auf die Selbsthülfe der Natur verlassen, welche sich hier im Grunde genommen doch nur auf die Ausnutzung der auf unseren Feldern zurückbleibenden größeren oder geringeren Ernterückständen (Stoppeln, Wurzeln, abgefallene Blätter 2c.) beschränken kann, so würden unsere Ackererden in längerer oder kürzerer Zeit in einen Zustand versetzt sein, welcher einen lohnenden, sicheren Ertrag derselben vollständig in Frage stellen dürfte. Schon aus eigenem Vortheile müssen wir daher, wie überall so auch hier, der Natur in ihrer Restitutionsthätigkeit zu Hülfe kommen, mein Freund, und zwar ebenso wohl durch eine rationelle Düngerwirthschaft, welche alle und jede organische Substanz, welche sonst auf lohnendere Weise nicht zu verwerthen ist, sich dienstbar macht und dem Boden einverleibt, als auch durch eine beständig gründliche, gewissenhafte Bodenbearbeitung, welche alle dem Boden zugeführte organische Substanz einer der Bodenbeschaffenheit und der Pflanzenvegetation günstigen Zersetzung zugängig macht. (Fortsetzung folgt.)

Ueber den Düngerwerth der nach dem Liernur'schen Systeme gewinnbaren Cloakenmassen.

Von Prof. W. Gintl.*)

Seit der Einführung des in hygienischer Hinsicht unstreitig sehr schätzenswerthen Liernur'schen Systemes ist über dasselbe sehr viel geredet und geschrieben worden. Solche Dinge lassen sich aber schwerlich am Schreibtisch zur Entscheidung bringen. Auch die scharfsinnigsten Argumentationen werden oft hinfällig, wenn der Sachkundige seine Ansichten an der Hand des Experiments entwickelt.

Der Verfasser hat in den Jahren 1870 und 1871, theilweise auch 1872 mehrfach Gelegenheit gefunden, Proben der Cloakenmassen zu untersuchen, welche aus den auf das L.'sche Abfuhrsystem eingerichteten Kasernen zu Prag stammten. Die zur Analyse benutzten Proben bestanden aus der möglichst frischen Mischung von Dejecten, wie sie bei der Exhaustion der Cisternen erhalten wurden.

Der Verfasser hat seine Proben zu verschiedenen Jahreszeiten genommen und stellt die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen in folgender Weise zusammen:

A. Proben aus dem Monate Januar 1870, nach einem Sonntage gesammelt: Wassergehalt 89,75 pCt., Trockensubstanz bei 110° trocken 10,25 pCt., mit Stickstoff 0,841 pCt., Natron 0,507 pCt., Kali 0,139 pCt., Phosphorsäure 0,337 pCt., Sonstiges**) in Summa 1,010 Procent.

B. Probe aus dem Monat April 1870, nach einem Wochentage gesammelt: Wasser 91,694 pCt., Trockensubstanz bei 110° C. trocken 8,178 Procent, mit Stickstoff 0,795 pCt., Aschenbestandtheile 1,531 pCt., worin Kali 0,110 pCt., Natron 0,493 pCt., Phosphorsäure 0,284 Procent.

*) Chemisches Centralblatt. 1874.
**) Unter „Sonstiges“ sind die übrigen für die Beurtheilung des Düngerwerthes nicht wesentlich in Frage kommenden Mineralbestandtheile zu verstehen, als welche nachgewiesen werden konnten: Eisenoxyd, Thonerde, Spur Mangan, Kalk, Magnesia, Kieselerde, Spur Kupfer, dann Schwefelsäure, Chlor, Kohlensäure.

C. Probe aus dem Monate Juli 1870, nach einem Wochentage gesammelt: Wasser 92,984 pCt., Trockensubstanz bei 110° C. trocken 7,016 pCt., mit Stickstoff 1,832 pCt., Aschenbestandtheile 1,701 pCt., darin Kali 0,119 pCt., Natron 0,310 pCt., Phosphorsäure 0,298 Procent.

D. Probe aus dem Monat Mai 1871, nach einem Wochentage gesammelt: Wasser 95,24 pCt., Trockensubstanz bei 110° C. 4,76 pCt., mit Stickstoff 0,529 pCt., Aschenbestandtheile 1,380 pCt., worin Kali 0,184 pCt., Natron 0,3072 pCt., Phosphorsäure 0,1617 pCt.

E. Probe aus dem Monate Mai 1871, nach einem Sonntage gesammelt: Wasser 93,06 pCt., Trockensubstanz bei 110° C. 6,94 pCt., mit Stickstoff 0,688 pCt., Aschenbestandtheile 1,640 pCt., darin Kali 0,104 pCt., Natron 0,385 pCt., Phosphorsäure 0,2299 pCt.

Von diesen Ergebnissen repräsentiren die sub Tab. A und D aufgeführten, welche sich beide auf die nach Sonntagen gesammelten Proben beziehen, die äußersten Grenzwerthe, die der Verfasser beobachtet hat, die sub C und E aufgeführten diejenigen Mittelwerthe, welche ihm hinsichtlich des Wassergehaltes, Aschengehaltes und Stickstoffgehaltes am häufigsten vorgekommen sind und zwar ohne daß derselbe diesbezüglich einen besonders bemerkenswerthen Einfluß der Jahreszeiten hierauf wahrgenommen hätte.

Stellt man diese Werthe übersichtlich zusammen, wie folgt:

	A Sonntag	B Wochentag	C Wochentag	D Wochentag	E Sonntag
Wasser	89,75	91,694	92,984	93,06	95,24
Stickstoff	0,841	0,795	0,832	0,668	0,529
Asche	1,993	1,531	1,701	1,640	1,380
Kali	0,139	0,110	0,119	0,204	0,184
Natron	0,507	0,493	0,310	0,385	0,307
Phosphorsäure	0,337	0,284	0,298	0,229	0,161

so zeigt sich, daß, abgesehen von kleineren Abweichungen der Stickstoffgehalt ziemlich innerhalb der Grenzen 0,8 und 0,6 pCt., der Phosphorsäuregehalt zwischen 0,2—0,3, der Kaligehalt zwischen 0,1—0,2, der Natrongehalt zwischen 0,3—0,5 pCt. schwankt und daß, wenn man die excessivsten Fälle ausschließt, der Mittelwerth betragen würde

für Wasser	92,5	pCt.
für Stickstoff	0,771	„
für Phosphorsäure	0,270	„
für Kali	0,144	„
für Natron	0,396	„
für Gesammtasche	1,624	„

Es ist leicht erklärlich, aus welchem Grunde die Massen, die zu verschiedenen Zeiten gesammelt wurden, nicht stets die gleiche Zusammensetzung aufwiesen. Wenn den Mannschaften in den Kasernen zu verschiedenen Zeiten eine Nahrung von wechselnder Zusammensetzung gereicht wurde, so mußte sich dies naturgemäß in der Zusammensetzung der Excremente ausprägen. Wenn die Mannschaften an Nachmittagen, besonders an Sonntagen, sich weniger in den Kasernen aufhielten, so mußten die Dejecte ärmer an Wasser werden (A), weil der Harn nicht in der Masse wie gewöhnlich zugeführt wurde.

Bemerkenswerth ist, daß in der wärmeren Jahreszeit sich kein auffälliger Unterschied im Wassergehalte der Dejecte, gegenüber der Winters- oder Frühjahrsperiode zeigt, obwohl man meinen müßte, daß in der wärmeren Jahreszeit, wo der Flüssigkeitsconsum ein größerer als im Winter ist, auch größere Massen von Harn sich den Fäcalien beimengen müßten und die Mischung demgemäß wasserreicher ausfallen sollte als in der kälteren Jahreszeit. Offenbar bildet hier die erhöhtere Hautthätigkeit das Regulativ und erscheint darum die Harnmenge auch nicht wesentlich geändert.

Offenbar steht der Verwerthbarkeit der Dejecte als Düngemittel ihr großer Wassergehalt hinderlich im Wege, indem die Verfrachtung der ersteren dadurch so sehr vertheuert wird. Es giebt nur ein rationelles Mittel, um den Feuchtigkeitsgehalt zu deprimiren. Man muß das Wasser durch Verdunsten entfernen. Alle übrigen Mittel, zumal das Vermischen der Dejecte mit Erde, sind zu verwerfen, da dann dem Material werthlose Stoffe zugeführt würden, die den Düngerwerth desselben in hohem Grade deprimiren.

Man glaubte ursprünglich, daß der große Wassergehalt der in Rede stehenden Massen dadurch herbeigeführt werde, daß denselben Spülwasser oder dergleichen zufließe. Dies ist indessen keineswegs der Fall, vielmehr erklärt sich jene Thatsache einfach aus dem großen Wasserreichthume der menschlichen Auswurfsstoffe. Der Harn eines Erwachsenen enthält 96, die Fäces aber 75 pCt. Wasser.

Die Harnmenge, die ein Erwachsener in 24 Stunden secernirt, schwankt zwischen 1000—2000 Grm., die Menge der Fäcalien auf der anderen Seite zwischen 120—180 Grm.

Berechnet man hieraus den Wassergehalt von Mischungen dieser beiden, so müßte bei der Annahme, daß von dem pro Kopf im gelieferten mittleren Harnquantum, das man wohl zu 1500 Grm. pro Tag ansetzen kann, nur ⅔, das ist 1000 Grm., in das Sammelbassin gelangen, während ⅓ auswärts entleert wird und unter der den thatsächlichen Verhältnissen am nächsten kommenden Voraussetzung, daß die Fäcalien, deren mittlere Menge pro Kopf und Tag zu 150 Grm. angenommen werden kann, zum überwiegend größten Theile den Sammelbassins zugeführt werden, der Wassergehalt der resultirenden Mischung von

n 1000 Grm. Harn + n 150 Grm. Fäcalien

schon 93,21 pCt. betragen.

Für

n 1500 Grm. Harn + n 150 Grm. Fäcalien

müßte derselbe 94,09 pCt. und für

n 2000 Grm. Harn + n 150 Grm. Fäcalien

müßte derselbe 94,53 pCt. betragen, also an sich schon höher ausfallen, als es thatsächlich sich ergiebt.

Der Verfasser sucht nun endlich noch nachzuweisen, daß, wenn das L'sche System auch allgemeinere Anwendung finden würde, der Stickstoff- und Phosphorsäuregehalt der Dejecte sich nicht wesentlich günstiger herausstellen würde. Zwar sind die Massen aus Kasernen, da die Mannschaften große Quantitäten von Brot verzehren, arm an Stickstoff, indessen auch bei reichlicher Fleischnahrung würde sich der procentische Gehalt der Auswurfsstoffe an N nicht beträchtlich höher stellen, denn der Wassergehalt derselben ist ein zu bedeutender.

Das Ziel, welches im Auge zu behalten ist, ist das der Aufsuchung eines billigen und bequem auszuführenden Verfahrens der Verminderung des Wassergehaltes durch künstliche Verdunstung eines Theiles desselben, und die Erreichung dieses Zieles würde gewiß dem genialen Verfahren der pneumatischen Abfuhr die in sanitärer wie in volkswirthschaftlicher Hinsicht gleich wünschenswerthe Verallgemeinerung sichern.

Der gegenwärtige Standpunkt der Lehre von der thierischen Ernährung.

(Original.)

(Fortsetzung u. Schluß.)

Wenn wir das Vorstehende zusammenfassen, so finden wir scheinbar wenig Tröstliches. Das Meiste ungewiß, schwankend, viele ungelöste Fragen, Widersprüche in den Ansichten, keine feste Zahlen, keine Recepte mehr!

Und es kann dem ausübenden Landwirthe kaum übel gedeutet werden, wenn er ausruft, was nützt mir eine Wissenschaft, die mir erst mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit neue Methoden anempfiehlt, und nun ich anfange, mich einigermaßen zurecht zu finden, mit ebensoviel Gelehrsamkeit beweisen wird, daß Alles, was ich jetzt thue und treibe nicht das richtige ist! Soll nicht der rationelle Landwirth, der dem Fortschritte gern huldigt, bedenklich werden?

Nein, der gegenwärtige Stand der Fütterungslehre läßt uns keineswegs rathlos, wenn wir auch nicht mehr wie früher bei den Heuwerthszahlen uns der Illusion hingeben dürfen, mit einfachen Rechenexempeln alle Zweifel beseitigt zu sehen.

Wir sind aber auch auf einem Standpunkte angekommen, der sicher der Würde des Landwirths mehr entspricht. Verstand und Intelligenz sind feine verläßlichsten Anhaltspunkte und Gehilfen; sie sind dasjenige Capital, welches im Betriebe die höchsten Zinsen bringt.

Nicht mehr darf der Landwirth maschinenmäßig nach Recepten ohne Berücksichtigung der Umstände vorgehen, sondern er wird, wie dies der rationelle Thierzüchter ja schon längst thut, die Individualität des Thieres mehr als bisher beachten, eben so aber auch die veränderliche Beschaffenheit der Futtermittel in Rechnung ziehen; er wird der physiologischen Vorgänge im Thierkörper eingedenk sein, sich zwar nicht mehr ängstlich an die bisher vorgeschriebenen Zahlen und Normen halten, aber dafür die Sache selbst mehr im Auge haben.

Die neueren Forschungen unserer Physiologen und Agriculturchemiker sind auf den verschiedenen Stationen mit ausreichenden Mitteln und Kräften versehen, daß es nur noch eine Frage der Zeit ist, die schwierigen Probleme der Ernährung so weit klar zu stellen, daß deren Errungenschaften für die Praxis der Landwirthschaft ins Leben treten werden zum Vortheile und dem Gesammtwohle der Menschheit überhaupt. Für den gegenwärtigen Zustand der Futterlehre, welche immerhin gegen früher als ein gewaltiger Fortschritt zu bezeichnen ist, wollen wir zum Schlusse der Worte J. Kühn's aus seiner gekrönten Preisschrift: Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehes, 6. Auflage, bedienen: „Der Landwirth muß in sich nicht nur ein lebhaftes Interesse für die, für den Fortschritt und das Gedeihen der Landwirthschaft so wichtigen Bestrebungen der Wissenschaft erwecken und sie materiell durch Anerkennung unterstützen und fördern, auch wenn nicht überall sich der baare Gewinn nach Heller und Pfennig berechnen läßt — sondern er muß auch an seiner eigenen Ausbildung arbeiten, damit er sich das Errungene in rechter Weise anzueignen vermöge. Die physiologische Erkenntniß wird ihn befähigen, die Ergebnisse der fortschreitenden Forschung zu würdigen und für seine besonderen Verhältnisse, für die speciellen Zwecke seiner Viehhaltung und Viehzüchtung auszubeuten. Er wird sich dabei nicht beirren lassen durch den mancherlei Widerstreit der Forscher selbst. Während dieser dem bloßen Empiriker schon Grund genug ist, den Stab über alle wissenschaftlichen Bestrebungen zu brechen und dadurch unbewußt, sich selbst am meisten zu schaden, weiß der einsichtige Landwirth das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Haltbare von dem Zweifelhaften zu unterscheiden. Festhaltend zunächst an dem durch die Erfahrung bewährten, nimmt er doch dankbar jede Erweiterung seiner Erkenntniß auf, und weiß sie praktisch nutzbar zu machen. Dazu aber erfordert es mehr als von stickstoffhaltigen und stickstofffreien Nährstoffen zu sprechen, sich einfach für E. Wolff oder Grouven oder einen anderen Forscher zu entscheiden und nun frischweg Futterberechnungen „nach chemischen Grundsätzen" anzustellen. Nach chemischen Formeln allein vermögen wir eben so wenig wie nach bloßen empirischen Regeln unsere Thiere rationell zu ernähren. Wir haben es in dem Organismus mit mannigfach combinirten Lebenserscheinungen zu thun; nur deren tiefere Würdigung befähigt zu selbstständigen Urtheilen. Jenen namhaften Forschern blindlings folgen, heißt ihr Verdienst unterschätzen; nicht nach mechanischen Rechnen, sondern zum eingehenderen Nachdenken müssen sie uns anregen — sie haben Bausteine für eine Theorie der Ernährung geliefert; es ist Sache des physiologisch gebildeten Landwirths, dieselben in rechter Weise zu verwerthen." F.

Jagd-Polizei.

(Original.)

Anordnungen der Aufsichtsbehörden über die Abschließung von Jagd-Pachtverträgen können seitens der Gemeindebehörden von den letzteren im Rechtswege nicht angefochten werden.

Thatbestand.

Ein zwischen dem Schulzen S. in Vertretung der Jagd-Interessenten zu C. mit dem Grafen A. abgeschlossener Vertrag über die Verpachtung der Jagd auf der Gemeindefeldmark hatte zwischen den Klägern, beziehungsweise einigen anderen Betheiligten und dem Grafen A. zu einem Prozesse geführt, welcher rechtskräftig dahin entschieden wurde, daß jener Vertrag in Ermangelung der Mitunterschrift der beiden Gerichtsmänner ungiltig sei.

Hiernächst haben die Letzteren, die jetzigen Kläger, die Jagd an den Bauer R. verpachtet. Der dieserhalb abgeschlossene Vertrag wurde seitens der vorgesetzten Verwaltungs-Instanzen als unverbindlich erklärt und wurde verlangt, daß ein formell giltiger Vertrag mit den Verklagten, Grafen A., abgeschlossen werde.

Das Eingreifen der Aufsichtsbehörden wurde durch den Umstand gerechtfertigt, daß eine Einigung über die Verpachtung zwischen dem Schulzen und den Gerichtsmännern nicht zu erzielen gewesen und für die Verpachtung an den Verklagten entschieden sich die Behörden, weil dieser günstigere Bedingungen zugestanden hatte, als die von den Klägern in Aussicht genommenen Pachten.

Letztere sind dann in Folge ihrer Weigerung durch Ordnungsstrafen, bezw. Androhung der Amtsentlassung angehalten, den von dem Orts-Schulzen unterzeichneten Vertrag auch ihrerseits zu vollziehen; sie haben dies unter Protest gethan, demnächst aber in einer neuen Klage unter Hinweis auf den ausgeübten Zwang beantragt, auch den so zu Stande gekommenen Vertrag ungiltig zu erklären. — Das Kreisgericht zu N. erachtete den Rechtsweg für unzuläßig, weil die Prüfung der Frage, ob seitens der Verwaltungsbehörde ein Zwang auf die Kläger als Untergebene ausgeübt sei, sich der richterlichen Cognition entziehe, und wies die Klage deshalb ab.

Abändernd erkannte das Kammergericht nach dem Klageantrage, weil das Jagdpolizeigesetz keine Bestimmung enthalte, welche die Verwaltungsbehörden zu dem betreffenden Verfahren berechtige, und unter diesen Umständen die erzwungene Willenserklärung der Kläger unkräftig erscheine.

Nachdem seitens des Verklagten die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt worden, hat die Regierung zu N. den Competenz-Conflict erhoben, welcher von dem Gerichtshof für Kompetenz-Conflicte für begründet erachtet wurde.

Gründe.

Die Frage, in wie weit über die Rechtsbeständigkeit der Jagdpachtverträge, welche nach dem Jagdpolizeigesetze von den Gemeindebehörden abzuschließen sind, der Rechtsweg zuläßig sei, ist wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen. — Uebereinstimmend ist hierbei als Grundsatz angenommen, daß dritten, welche durch einen von der Gemeindebehörde oder von einzelnen Mitgliedern derselben geschlossener Vertrag, Rechte erworben zu haben oder durch einen solchen verletzt zu sein behaupten, die Verfolgung ihrer Rechte im Wege des Prozesses nicht verschlossen werden kann, daß dagegen, wenn unter den verschiedenen Organen der Gemeindeverwaltung Streitigkeiten entstehen, die Aufsichtsbehörde zu entscheiden hat, und in dieser Beziehung — sofern es sich nicht um Rechte handelt, die auf einen speciellen Rechtstitel gegründet werden — der Rechtsweg ausgeschlossen ist.

Wird dieser Grundsatz auf den vorliegenden Fall angewendet, so ergiebt sich die Unzuläßigkeit des Rechtsweges. Zwischen den Mitgliedern des Gemeinderathes bestand Streit über die Verpachtung der Jagd auf der Gemeindefeldmark; die Aufsichtsbehörde entschied diesen Streit und nöthigte die Kläger, durch Anwendung der ihr zustehenden Disciplinarmittel dieser Entscheidung Folge zu geben.

Dieselben Mitglieder der Gemeindebehörde, welche von diesen Anordnungen betroffen wurden, suchen dieselben im Rechtswege anzufechten, während dies nur in dem administrativen Instanzenzuge geschehen konnte. — Die Kläger behaupten zwar, daß sie bei der fraglichen Verpachtung auch als Grundbesitzer, also aus einem privatrechtlichen Interesse betheiligt seien, und wollen hieraus ihre Befugniß herleiten, die Angelegenheit im Rechtswege zu verfolgen. In dieser Weise ist aber die Klage nicht begründet, die Kläger sind viermehr lediglich in ihrer Eigenschaft als Gerichtsmänner aufgetreten. Möchten sie auch als Grundbesitzer geklagt haben, so würde dies im vorliegenden Falle nichts ändern, denn die behauptete Ungiltigkeit des Vertrages wird lediglich aus dem Umstande hergeleitet, daß die Aufsichtsbehörde einen unzuläßigen Zwang gegen die ihr unterstellten Personen ausgeübt habe; es handelt sich also nicht um die rechtlichen Folgen der von einem Organ der Verwaltungsbehörde vorgenommenen Handlung, sondern um die Vorgänge innerhalb der Verwaltungs-Organe, welche zu dieser Handlung geführt haben, und somit gerade um die Fragen, welche sich nach obiger Darlegung der richterlichen Cognition entziehen. In gleichem Sinne ist der von den Klägern hervorgehobene Umstand, daß nur ein gegen den Angeklagten als Privatmann gerichteter Prozeß vorliege, zu entscheiden. M.

Wie man bei Funden aus der Heidenzeit zu verfahren habe.

Von Dr. Luchs.

(Directe Einsendung.)

So weit unsere Nachrichten reichen, ist man schon vor 300 Jahren auf heidnische Funde, besonders auf die unter der Erdoberfläche befindlichen topfartigen Gefäße, die Urnen, aufmerksam geworden; und im Anfange dieses Jahrhunderts hat man mit solchem Eifer gesucht, daß das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau, in welches man damals alles Derartige freiwillig ablieferte, noch heut mehrere Tausend solcher aus der Heidenzeit stammender Gegenstände birgt. Mit dem Sammeln solcher Sachen aber, oder mit dem bloßen Aufheben derselben ist's nicht gethan; man sieht sie dann blos einige Zeit hindurch als wunderliche Merkwürdigkeiten an, man zeigt sie seinen Bekannten, zerbricht sich den Kopf, was dies oder jenes wohl zu bedeuten gehabt habe; und wenn das Ding einige Zeit hindurch betrachtet und besprochen worden ist, wird es irgendwo hingelegt, auf den Schrank oder auf den Boden; und hier wird's endlich vergessen, verworfen oder zerbrochen; und ein Anderer bringt dann wieder Anderes nach Hause, und so geht es fort; aber Niemand hat Etwas davon, als daß es ein Unterhaltungsstoff gewesen.

Es giebt aber Leute, die sich über die Sachen noch ganz anders freuen, die sehr begierig darnach sind, weil sie von ähnlichen Funden in anderen Gegenden und Ländern gelesen und gehört, oder dieselben dort gesehen und studirt haben. Sie vergleichen sie dann mit den einheimischen, besprechen sich mit anderen Freunden des Alterthums darüber und bringen endlich wichtige Dinge heraus. Das hat man nämlich schon erkannt, daß das Gegenstände sind, welche unseren heidnischen Vorfahren vor 1000 und mehr Jahren gedient haben (denn wir in Schlesien sind erst seit etwa 800 Jahren Christen); und man sucht zu ermitteln, wozu die Sachen verwendet worden sind; und so kommt endlich, wenn man viel Derartiges durchforscht hat, zu Tage, was die Alten für Waffen, Hausgeräth, Schmuck, Handwerkszeug und Spielzeug für die Kinder hatten; man kann sich dann ein Bild machen, wie sie wohnten, aussahen und lebten, womit sie sich beschäftigten, ob sie darin verwandt waren mit andern Völkern, und welchen Stammes, welcher Herkunft sie waren, ob Deutsche, Polen oder Kelten. Daß die Gelehrten das aber Alles schon festgestellt hätten, dazu fehlt noch viel, sehr viel, weil man erst seit nicht gar langer Zeit die Sache ernster, wissenschaftlicher nimmt; aber in allen Ländern bemüht man sich jetzt auf das Eifrigste, den Zuständen in jenen fernen Zeiten gründlicher nachzuspüren, besonders in Dänemark, England, Frankreich und Italien.

In Schlesien müssen wir diese Bemühungen so gut wie von vorn aufnehmen, weil bisher eben Alles mehr dem Zufall überlassen war, weil Alles vereinzelt blieb, und weil man nicht genau wußte, worauf es dabei ankommt.

Und es muß uns doch sehr viel daran liegen, daß wir auch über diesen Theil der Geschichte unserer Vorfahren etwas besser als bisher unterrichtet sind. Alle Jahrhunderte sind sorgfältig erforscht und untersucht worden, und man weiß von allen, wer da herrschte, wie man lebte, was man trieb, welche Bildung damals die Leute hatten, und darüber haben Alle in den Schulen das Ihrige gelernt; aber über jene heidnische Zeit hat man bis jetzt so gut wie gar nichts Ordentliches erfahren können. So fern uns jene Zeiten auch liegen, in unserem Jahrhundert, wo die Regierung zum Segen des Landes die Schulen immer besser gestaltet, wo man in denselben und durch die Zeitungen so viel Genaues und Richtiges lernt über allerlei Dinge, da darf man auch jenen Zeiten nicht mehr fremd gegenüberstehen. So viel wissen wir schon, daß damals viel Roheit und Unbildung herrschte, daß damals alles Handwerk und die ganze Lebensweise allzu einfach und kümmerlich war. Aber wenn wir erst Alles werden erforscht haben, dann werden wir uns um so mehr freuen können, wie viel besser wir es haben, und wir werden mit Dankbarkeit erfüllt werden gegen unsere näheren Vorfahren, welche Alles allmälig so verbessert und vervollkommnet haben.

Damit nun die Erkenntniß jener so fernen Zeiten eine gründlicher werde, dazu müssen alle helfen, und Jeder kann es, wenn er aufmerksam ist, die weiter unten bezeichneten Gegenstände auf die rechte Weise untersucht, sammelt, und sich der Mühe unterzieht, sie nach Breslau an das Museum schlesischer Alterthümer einzusenden.

Die Herren Geistlichen und Lehrer werden jedem dabei gewiß gern behilflich sein, alle Unkosten sollen zurückerstattet werden, und es werden auch gern Nachrichten darüber ertheilt werden, was die Dinge zu bedeuten haben, obwohl wir oft genug, wie wir das schon jetzt voraussagen können, nur die Achseln zucken und unsere Unkenntniß eingestehen werden.

Was soll man aber aufbewahren? Worauf soll man dabei achten?

Auf diese Frage antworten wir zunächst: auf alles das soll man achten, was auffällt, was etwas Sonderbares an sich hat, was im Stoffe oder in seiner Form von dem abweicht, was wir jetzt um uns haben.

Da findet man z. B. allerhand Steine, die schon auf den ersten Blick bearbeitet erscheinen: ganz runde oder käseförmige, zugespitzte, geglättete mit Löchern (sog. Aexte); Steine wie Messer, Keile oder Stemmeisen; Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, auch Bernstein und Perlen von Glas findet man; auch große runde Platten mit oder ohne Loch (zum Mahlen); große Blöcke, oben glatt bearbeitet, oder mit runden Vertiefungen oder sesselartig ausgearbeitet; Steine mit glasartiger Masse überzogen; diese Steine findet man im Acker auf Bergen, auch oft in Sandgruben und fast immer einzeln.

Ebenso trifft man ganz alte Münzen.

Doch ist dabei darauf zu sehen und bei der Einsendung anzugeben, wie sie gelegen haben, ob einzeln oder mehrere zusammen; in welchem Erdreich, wie tief, nach welcher Weltgegend hin, bei welchem bewohnten Orte, ob an einem Wasser, oder im Schlamme, im Torfe, oder sonst wie.

Sehr häufig sind die heidnischen Gräber. Meist hat man dazu in dem Erdboden oder in dem Sand eine Grube gemacht, etwa 2—3 Fuß tief, und allerhand Gefäße, topfartige (sogenannte Urnen), Schaalen, Schüsseln, ganz flache Teller (Scheiben), Trichter, Ständer, birnartige oder eiförmige kleine Fläschchen (Kinderklappern) oder kleine kästchenartige Gefäße, alle von Thon, schwarz, gelblich, röthlich, auch Sachen von Glas ins Grab gethan; dazu Gegenstände von Erz (einer Kupfermischung, welche grün aussieht von dem Roste) oder Eisen, als Nadeln, Broschen, Ringe, große und kleine, Armringe, wie die Sprungfedern in den Sophas, in einander gewundene Drähte, Hämmer, Stemmeisen, Dolche, Messer, Scheeren, Pfeile, Lanzenspitzen, Schwerter, Schildbeschläge (z. B. trichterförmige, sogenannte Schildnaben), Sporen, und auch, obwohl selten, Geräthe von Stein und Knochen, und Münzen. Die eine mittelste Urne, die größere, oder auch mehrere, sind dann immer mit verbrannten Menschenknochen gefüllt, denn unsere Heiden haben ihre Todten meist verbrannt, den Rest der Knochen dann in die Gefäße gesammelt und diese in das Grab gesetzt und andere Gefäße und allerhand Geräth hinzugegeben. Dann wurde die Grube wieder zugeschüttet, und gewiß warf man auch damals Hügel darüber auf, welche aber durch die Feld-, Wiesen- und Waldarbeiten meist überall wieder beseitigt worden sind. Gewöhnlich stößt man beim Ackern, beim Graben oder beim Hausbau, beim Anlegen von Eisenbahnen und anderen Wegen auf solche Gräber.

Wie hat man sich nun beim Antreffen solcher zu verhalten, damit die Herren in Breslau Alles erfahren, was davon zu wissen für sie wünschenswerth ist?

Wenn man sich der Sache annehmen will, und darum bitten wir eben, so darf man nicht etwa gleich losgehen auf das Erste, was man so findet, es herausheben, und etwa noch ein Stück, und das Andere liegen lassen (so zerbrechen die Sachen auch meist), sondern man muß die Ausgrabung mit Vorsicht und Sorgfalt veranstalten.

Man merke sich also zunächst den Ort oder bezeichne sich ihn, versehe sich dann mit einem Grabscheit und grabe nun recht vorsichtig von oben immer nur einen ganzen oder einen halben Spatenstich von dem Erdreiche ab, und etwa vier Fuß im Querdurchmesser um den Punkt herum, wo die erste Urne gefunden hat. Kommt man dann auf das Urnenlager selbst, so muß man noch vorsichtiger zu Werke gehen, damit Nichts zerbrochen wird; man muß wohl auch die Hände oder ein Messer zu Hilfe nehmen, und entferne so weit von allen Seiten und zwischen den Gefäßen, die einen Fleck von etwa 3 Fuß im Durchmesser bedecken werden, die Erde, den Sand, daß man die Gefäße, den ganzen Grabinhalt, bis auf die Sohle vollständig und reinlich vor sich stehen sieht.

Dann mache man eine Zeichnung, von oben herab gesehen, damit man genau erfährt, wie die Gefäße gestanden haben, oder lasse dieselbe durch den Lehrer des Ortes machen, oder wer es sonst kann, und gebe am Rande der Zeichnung die Weltgegenden an. Dann bezeichne man die Urnen, Schalen u. s. w. und zugleich ihre Abbildungen auf dem Blatte mit Nummern, jene mit Kreide oder besser mit schwarzer Farbe, mit Tinte z. B.; denn eine Stelle auch an den dunkel gefärbten oder so gebrannten Gefäßen wird wohl heller sein; und außerdem zeichne man noch jedes Gefäß von der Seite gesehen, wie es dasteht oder liegt, oder auch mehrere zusammen, wieder mit derselben Nummer versehen, am Rande des Blattes ab, damit man auf der Zeichnung auch die Form der Gefäße sogleich erkennt, auch, wenn man kann, etwas von den Verzierungen an ihnen. Auch gebe man auf der Zeichnung durch eine neue fortlaufende Nummer zwischen den Gefäßen die Stelle an, wo man etwa Sachen von Metall, Stein oder dgl. gefunden hat, und bilde sie am Rande mit derselben Nummer wieder ab. Ebenso ist es gut, wenn man auf der Zeichnung die Farbe der Gegenstände hineinschreibt.

Man denke sich das Alles aber nur nicht zu schwer, da es nur auf eine ungefähre Bleistiftzeichnung ankommt. Wir kennen die Sachen doch schon so, daß mehr vorläufig nicht nöthig ist. Und sollte es durchaus nicht möglich sein, eine solche Zeichnung zu Stande zu bringen, so würde eine bloße Benachrichtigung des Museums schon genügen; aber die Ausgrabung selbst überlasse man in diesem Falle denen, welche von Breslau aus hineingeschickt werden.

Glaubt man nicht sicher zu sein, ob man alle zu einem einzigen Grabe gehörigen Gefäße gefunden hat (meist stehen sie ziemlich dicht bei einander), so kann man nach allen Seiten hin etwa einen Fuß weiter graben. Denn solch ein Haufen von Gefäßen, meist 5, oft aber auch viel mehr, gehören zu einem Grabe.

Ist das Alles geschehen, so hebt man die Gefäße einzeln und recht vorsichtig, an den Seiten tief mit den ganzen Händen sie umfassend, heraus; und schaffe sie so voll von Erde oder Knochen, wie sie sind, nach Hause an einen sicheren Ort und lasse die da trocknen; denn anfangs sind diese Thonwaaren sehr weich und erhärten erst allmälig.

Wo ein Grab ist, da sind meist noch mehrere vorhanden, gewöhnlich einige Fuß von einander entfernt; es sind oft ganz große Begräbnißplätze wie unsere Kirchhöfe. Hat man Zeit und Lust, so suche man, von oben wieder abgrabend, so weiter, decke das neue Grab eben so sorgfältig auf, zeichne wieder und so fort; und gebe auf der ganzen Zeichnung dann genau an, in welcher Himmelsgegend die einzelnen Gräber von einander stehen.

Sehr zu empfehlen für solche, welche sich damit mehr zu schaffen machen wollen, sind die Spüreisen, etwa drei Fuß lange, fingerdicke Eisenstangen mit einfachem Holzgriff oben in einem Eisenringe und unten spitz. Wenn man mit diesen hie und da langsam und leise in den Erdboden senkrecht herabsticht, so merkt man es bald, ob man auf eine Urne oder dergleichen stößt; will man sicherer gehn, so sticht man mehrmals dicht neben einander in die Erde und beobachtet, ob der Gegenstand noch ebenso klingt und Widerstand leistet.

Nach Breslau an das Museum schlesischer Alterthümer braucht man also vorläufig nur jene Zeichnungen einzusenden mit Angabe der Oertlichkeit; oder schlimmsten Falls auf einer Postkarte nur die erste Nachricht von dem Funde, worauf dann von hier aus das Weitere veranlaßt werden wird.

Manchmal, aber wir wissen noch nicht, wann und wie häufig, haben die Alten die Todten nicht verbrannt, sondern begraben, meist in Sand- oder Kiesgruben, wagrecht wie wir, oder kauernd, wo dann die Gebeine allmälig zusammengedrückt worden sind oder auf der Seite zu liegen kamen und mit eingezogenen Knien; wie es scheint, haben sie sie auch manchmal in Holzkisten, in Särgen, von denen man dann Spuren findet, bestattet. Daß es heidnische Leichen sind, erkennt man daran, daß sie oft dieselben Beigaben von Metall oder Gefäßen, oft blos Scherben bei sich haben, wie die verbrannten Todten. Oder die Gebeine liegen dicht an Urnenbegräbnißplätze anstoßend.

Hier und da trifft man die verbrannten oder begrabenen Reste von Steinen umgeben oder auf oder unter einer Art von Steinpflaster. Das ist Alles genau zu beachten und zu zeichnen.

Selten sind die über der Erde hervorragenden Gräber von Erde oder Steinen; bisweilen sind es ganz ungeheure Grabhügel von 50 Fuß Durchmesser, von denen man zurst nur einen einzigen ganz abtragen darf vor der Nachricht nach Breslau. Hierbei ist recht genau auf die Art zu sehen, wie die Steine verbunden sind, was es für Steinarten sind, was man in den Haufen findet, oder in der Erde unter ihnen.

In allen Gräbern findet man auch Holz- und Strohkohle, das ist dann wieder anzugeben. Auch recht alterthümliche Steingebilde, Steinfiguren, wie die auf und an dem Zobten, welcher unseren alten Heiden besonders

heilig war, sind zu beachten und anzuzeigen, denn diese sind oft gleichfalls heidnischen Ursprungs.

Ebenso finden sich auch vielleicht eigenthümliche Arten von Mauerwerk, von Steinen, die dunkelfarbig sind, wie verbrannt und porös (löchrig) aussehen.

Bei Jordansmühl (Trebnitz) giebt es große Strecken von Erdreich, das mit Asche gemischt aussieht und auch ist darin allerhand Steine, Knochen, Urnenstücke, gebrannte Lehmstücke und Anderes.

Wichtig sind auch Thierreste, Knochen besonders von jetzt untergegangenen Thierarten, vom Mammuth, dem Riesenhirsch, dem Torfschwein u. s. f.

Nicht minder willkommen sind Nachrichten über sogenannte Burgberge, Schwedenschanzen, Töpferberge und ähnlich bezeichnete Hügel, weil sie häufig Befestigungen oder Wohnplätze aus der Heidenzeit sind. Oft trifft man Urnen oder Urnenreste auf ihnen an.

Auch achte man auf Erdlöcher und Höhlen, ob sie solche oben beschriebene Gegenstände der alten Zeit enthalten, oder auch nur Spuren davon. An den Ufern von Seen, Teichen oder Flüssen oder auf Inseln stößt man vielleicht auf eingerammte, ganz alte Pfähle oder quergelegte Balken, welche von menschlichen Wohnungen herrühren, sogenannten Pfahlbauten.

Alles das ist für den Nichtkenner so gut wie werthlos, da auch für die Metallsachen kaum einige Pfennige gelöst werden können. Um so wichtiger sind sie für diejenigen, welche sie für die Erforschung der Vorzeit brauchen.

Jegliche Mühe, welche der Einsender gehabt hat, soll vergütet werden; es liegt der Wissenschaft so viel an dem Sammeln dieser Dinge, wenn sie ordnungsmäßig ausgegraben und beschrieben werden, daß das Museum schlesischer Alterthümer gern auch Entschädigungen zahlt.

Aber niemals dürfen solche Dinge an Händler verkauft oder an auswärtige, nicht schlesische Sammlungen abgegeben werden; nur in Breslau darf der Sammelplatz sein, weil die Forschungen nur Erfolg haben können, wenn recht, recht viel zum Untersuchen vorliegt. Was man anderswohin schicken darf, das zu bestimmen überlasse man dem Vorstande des Museums.

Einige Bemerkungen über den Kürbis.

Die Kürbisse wollen sich im Allgemeinen sehr schwer bei uns für die Haushaltungen einbürgern, wenn auch hin und wieder einmal einer gekocht wird, so wird er niemals bei uns eine Lieblingsspeise werden, das Gericht ist für unseren Gaumen einmal zu weichlich, man mag es mit oder ohne Reis zubereiten.

Eine große Annehmlichkeit ohne Geldopfer können sich jedoch alle Haushaltungen verschaffen, wenn sie Kürbisse im Herbste einmachen und selbige als Compot für Jung und Alt auf den Tisch bringen.

Zum Einmachen, wenn das Compot auch gut schmecken soll, lassen sich jedoch nicht alle Sorten verwenden. Der große gelbe Melonen-Kürbis z. B. mag, wer ihn als Gemüse kochen will, seinen Zweck erreichen, zum Einmachen ist selbiger jedoch nicht zu empfehlen, weil er sehr mehlig schmeckt und auch ungemein leicht zerkocht.

Ich habe vielfach Versuche damit gemacht und kann zum Einmachen allen Liebhabern dieses sehr dankbaren Compots keinen besser passenden Kürbis empfehlen, als die sogenannten Türkenbunde. Man wähle solche, die weniger duftendes Fleisch haben, und läßt dieselben reif werden, sowie erst vier Wochen aufbewahrt noch nachreifen. Man hat dann die Körner einmal zur Fortpflanzung und bekommt durch das Liegen das Fleisch erst das angenehme Aroma.

Sollten die geehrten Leser dieses Artikels sich auch dafür interessiren, wie der Kürbis eingemacht wird, so bin ich gern bereit, im Nachstehenden die beste Art mitzutheilen.

Man schneidet den Kürbis erst in größere Stücke, nachdem derselbe von den Körnern befreit ist, schält diese ab und zertheilt die Stücke in kleinere Theile, so wie beim Einmachen der Melone, doch läßt man die Stücke etwas dicker ausfallen. Sodann kocht man den Kürbis mit Salzwasser ab, paßt jedoch sehr auf, damit er nicht zu weich wird.

Hierauf gießt man denselben durch einen Durchschlag und läßt das Wasser ordentlich abträufeln. Will man es recht gut machen, breitet man ein Tuch über einen geeigneten Tisch und legt alle Stückchen neben einander hin, damit die Feuchtigkeit in dasselbe einziehen kann.

Unterdessen setzt man guten Weinessig auf, thut hierein reichlich Zucker, ganzen Zimmt, Gewürznelken und einige Citronenschalen, läßt dies mindestens ¼ Stunde langsam kochen. Die einzelnen Kürbisstücke werden unterdessen mit einer Gabel in Gläser oder Töpfe vorsichtig hineingelegt und dann der Essig, jedoch nicht zu heiß, übergossen. Nach Verlauf von drei Tagen gießt man den Essig noch einmal ab, läßt ihn heiß werden und sodann kommt er wieder über die Kürbisstücke. Ist Alles gehörig ausgekühlt, werden die Gefäße mit Papier gut verbunden und an einem kühlen Ort aufbewahrt.

Je länger man die eingemachten Kürbisse stehen läßt, desto besser werden sie im Geschmacke sein. Dies Compot hält sich Jahre lang frisch, ohne im Geringsten zu verderben. Man giebt es zum Fleisch und zu jedem Braten. Ich habe wenigstens noch Keinen gefunden, der diesem Compot nicht den größten Beifall gespendet hätte.

(Frauend. Blätter.)

Ueber das künstliche Entlauben.

Das künstliche Entlauben der Obstbäume hat dreierlei Zwecke:

Erstens soll dadurch der zu starke Trieb gemäßigt werden, sodann befördert man durch das Wegnehmen einzelner Blätter, welche die Früchte bedecken, ein rascheres Ausreifen derselben, und drittens geschieht das künstliche Entlauben zu dem Zweck, welcher wohl der wichtigste ist, nämlich um die Holzreife noch vor Beginn des Winters, gleich beim Eintritt der Fröste zu beschleunigen.

Hierbei streift man das Laub von unten nach oben ab. Man streife aber ja nicht das Laub von oben nach unten ab, da in diesem Falle dem Baum noch Wunden zugefügt werden.

Beim Abstreifen der Blätter von unten nach oben bleiben gern noch die Blattstiele hängen, oder es reißt noch die krautartige Spitze mit, aber beides hat keinen schädlichen Einfluß für den Baum.

Hat man einen Ast entblättert, so tritt sofort eine Verdickung der Säfte ein, die dem Holze den nöthigen Widerstand gegen Fröste verleiht und es reift dann das Holz besser aus.

Besonders aber ist das Entblättern außer den meisten Obstsorten auch noch bei den Weinreben von sehr großem Werth; nur wenn die Witterung im Herbst eine gelinde war und der Trieb lange dauert.

Beim Entblättern im Sommer, um den Früchten mehr Sonne zu geben, muß man vor allen Dingen behutsam verfahren. Wenn man zu diesem Zweck entblättern will, so soll man diese Arbeit ja nicht bei heiterem und nicht umwölkten Himmel vornehmen, sondern bei kühler feuchter Witterung. Nimmt man alle Blätter, die bis jetzt die Früchte bedeckten, plötzlich weg, wenn der Himmel nicht umwölkt ist, so brennt die Sonne plötzlich auf die bisher vor ihren Strahlen geschützten Früchte, welche dann an jener Stelle Flecken und Einschrumpfungen bekommen.

Bei den Pfirsichen besonders hat das künstliche Entlauben den Zweck, denselben eine schöne Färbung beizubringen.

Wenn wir alle diese Vortheile, welche wir durch das künstliche Entlauben erhalten, so betrachten, so kann man das künstliche Entlauben mit Recht für eine der wichtigsten Nebenarbeiten im Baumschnitt halten.

(Jahrbuch für Pomologie.)

Ueber Kronenschnitt.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit unsere Obstpflanzungen durchwandert, oder auch nur auf unseren Landstraßen die zur Seite gepflanzten Obstbäume einer Betrachtung unterzieht, wird sich der Bemerkung nicht entziehen können, wie alle diese Bäume eine mehr oder weniger unschöne Form zeigen. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so heißt es hier: „ja der Wind, der Wind läßt einen ordentlichen Baum nicht aufkommen,“ — dort wieder: „ja es ist zu rauh hier“ oder: „der Schnee drückt die Bäume“ ꝛc. ꝛc., aber eine Ausrede giebt es immer. Und keine derselben trifft das Rechte. Es liegt der Grund lediglich in dem schlechten Pflanzmaterial, was verwendet wird, sei es weil man solches billig kaufen will, oder weil die Anpflanzung in Accord gegeben wird.

Sehen wir uns die neugepflanzten Stämme an, so finden wir fast ausnamslos lang aufgeschlossene, kaum 1 Zoll starke Ruthen, auf denen oben ein Busch von Aesten sitzt, der eine Krone vorstellen soll. Wie ein solcher Stamm befähigt sein oder werden soll, einen solchen aus schwachen Zweigen gebildeten Busch zu tragen, das bedenkt wohl kaum ein Einziger unter Hunderten.

Eben diese fehlerhafte Kronenbildung halte ich für den größten Fehler des Pflanzmaterials und den hauptsächlichen Grund der schlechten Obstbäume, die wir hier überall und täglich zu betrachten Gelegenheit haben.

Behufs Bildung einer guten Krone, wie solche der Stamm zu tragen vermag, demselben auch ein gefälliges Ansehen giebt, mag folgendes Verfahren zur Nachachtung empfohlen sein:

Sobald der Stamm in der Baumschule die gewünschte Stammhöhe erreicht hat, wird derselbe eingestutzt, und zwar so, daß möglichst zwei gut ausgebildete Augen, die einander gegenüberstehen, ausgewählt und zur Bildung zweier Aeste bestimmt werden. Damit nun diese zwei Augen kräftig austreiben, schneide man die Spitze nicht unmittelbar über denselben ab, sondern lasse noch einige Augen darüber stehen, etwa 4 bis 6, und stutze dann ein, drücke aber diese überstehenden Augen mit dem Nagel aus. Durch dieses Verfahren bleibt den beiden ausgewählten Augen eine größere Saftfülle und sie treiben kräftiger aus.

Diese beiden Triebe werden in einer Länge von 1—2 Fuß wiederum in der gleichen Weise eingestutzt und die so gebildeten vier Triebe bilden nun die Grundlage der Krone des Baumes. Jetzt ist der Baum zur Abgabe aus der Baumschule fertig gebildet. Die weitere Kronenbildung nach dem Pflanzen an Ort und Stelle, als Standbaum, richtet sich nun danach, ob er an einer Straße, Plantage ꝛc. steht, wo es sich um Höhe der Krone handelt. Je höher die eigentliche Krone werden soll, desto länger lichtet man alle an den vier Hauptzweigen hervortretenden Seitenzweige aus, meist in einer Länge von 3—5 Fuß, und erst dann bleiben die nach außen hin stehenden Seitenzweige ungestört, während dagegen im Innern zur Lichthaltung der Krone dieselben auch ferner entfernt werden. Ein so behandelter Baum kann sich sehen lassen und erfüllt seinen Zweck, d. h. er trägt vollkommene Früchte, gewährt ein leichtes Besteigen und sieht schön aus.

v. B.

(Obstb.-Zeitung.)

Jagd- und Sportzeitung.

[Thätigkeit der Landbeschäler in Preußen.] Nach dem Etat der Gestüt-Verwaltung sind im Jahre 1872 von ca. 1500 etatsmäßigen Staats-Hengsten in den 13 Landgestüt-Ställen der Monarchie 74,790 Stuten belegt worden, von denen nachweislich 39,665 lebendige Fohlen geboren wurden. Im deutschen Reich beträgt der jährliche Nachwuchs an Fohlen etwa 280,000 Stück.

[Auf der Parforce-Jagd in Leicestershire] im mittleren England ereignete sich unlängst der eigenthümliche Fall, daß die Hunde eines der renommirtesten Packs plötzlich von dem sicher stehenden Gefährt des Fuchses abließen und nach einigem Aufwerfen der Köpfe spornstreichs die Rückfährte aufnahmen, sehr zur Verwunderung des Häufleins unerschütterlicher Reiter, das in einer außerordentlich schweren Gegend der Jagd gefolgt war. Niemand schien zur Stelle, der den Eigenwillen der Meute zu controliren vermocht hätte. Der Huntsman fehlte, nur ein Whip rief den Hunden ermuthigend zu, als diese mit vollem Hals die unterbrochene Jagd von frischem aufnahmen. Mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit ging es über die eben genommene Linie zurück, mehrere Nachzügler wurden auf diese Weise von dem für sie schon verlorenen Strom wieder erfaßt. So folgten die Hunde Kopf an Kopf, die Ruthen hoch, 20 Minuten lang dem abgejagten Gefährt. Da, mit einem Male kam der Kopfhund unter einer dichten Hecke mit Graben zum Halt und lärmend sammelte sich die Meute um ihn. Besinnungslos und schwer blutend lag der Huntsman neben seinem Pferde, das den Hals gebrochen hatte. Die Liebe der Hunde zu ihrem Pflegeherrn war diesmal stärker gewesen, als der Instinkt für die Verfolgung Reineke's.

(Sporn.)

[Ein Distanzritt à la Zubowicz.] Rittmeister Medvédovsky von den russ. Garde-Chevaliers und sein Ordonnanz-Unteroffizier Vyrodov haben in den Tagen vom 14. zum 23. Februar, also innerhalb neun Tagen bei 20 und 26 Grad Kälte, auf theilweis sehr glatter, hart gefrorener Straße und unter furchtbarem Schneetreiben am dritten, vierten und fünften Tage die Strecke von St. Petersburg nach Moskau, durch das Gouvernement Novgorod, 698 Werst oder fast 100 deutsche Meilen, auf ihren Dienstpferden Kozyr, einem 7jährigen Apfelschimmel und einem Schwarzbraunen der Don'schen Race wohlbehalten zurückgelegt. Der tägliche Durchschnittsmarsch betrug ca. 80 Werst oder etwa 11 Meilen; die Reiter erfuhren an den sie controlirenden Chaussee-Hebestellen mehrfach Aufenthalt. Mann und Pferd hielten bei allen Beschwerlichkeiten tapfer aus und erreichten das Ziel in guter Verfassung. Rittmeister Medvédovsky hat sich nnn zu dem Ritt von Petersburg nach Wien bereit erklärt. Darauf läuft aber das ganze Gerücht hinaus, welches uns in jenem Briefe signalisirt wurde und einen Preis von 75,000 Rubel in Aussicht stellte. Es ist möglich, daß in der Begleitung des genannten Reiters sich noch einige andere Offiziere der Petersburger Garde-Cavallerie befinden werden.

(Sporn.)

Mannigfaltiges.

— [Ueber einen Fall von Bleivergiftung] von G. Bergeron und L. L'Hôte. Vor einigen Monaten erkrankten auf einer Besitzung im Departement Seine-et-Marne 26 Personen; 2 derselben starben unter allen Symptomen einer Bleivergiftung. Die Untersuchung ergab, daß das Salzwasser, welches zur Conservirung der auf der Besitzung verbrauchten Butter bestimmt war, Blei enthielt. Es war eine ziemlich concentrirte Kochsalzlösung, welche außerdem Zucker, Salpeter, essigsauren Natron und Chlorblei enthielt; letzteres war das Resultat der Einwirkung von essigsaurem Blei auf Chlornatrium. Quantitative Bestimmungen ergaben einen Gehalt von 2,3 — 7,5 Grm. Chlorblei im Liter der Lösung. Die Butter, obgleich gut ausgepreßt, hielt doch eine ansehnliche Menge Blei zurück. Eine Untersuchung der Cadaver ergab das Vorhandensein von Blei in den Eingeweiden, in der Leber und im Gehirn. (C. r. 78 p. 1705 d. Ch. Centr.-Bl. p. 487.)

— [Ueber den Umfang der Fisch- und Geflügelzucht in China] giebt ein Exconsul der Vereinigten Staaten in China einige interessante Notizen. An dem ganzen 7000 Meilen langen Strome Yang-tse-Kiang entlang befinden sich Tausende von künstlichen Fischbrutstätten. Die Chinesen sind ein eminent fischessendes Volk und da die Zahl annähernd auf 300 Millionen angesetzt wird, kann man sich einen Begriff von dem Fischconsume entwerfen. Die Fische werde in Congs, d. h. in großen irdenen Gefäßen nach allen Theilen des himmlischen Reiches geschafft. Nicht minder ausgedehnt ist die künstliche Geflügelerzeugung. In jedem Dorfe kann der Reisende gewaltige Züge von winzigen Küchlein, Entchen und Gänschen sehen, alle auf künstlichem Wege ausgebrütet, und einem kleinen Knaben, der ein Bambusstöcklein in der Hand schwingt, nachfolgend. Die Massenhaftigkeit der Production drückt die Preise auf einen lächerlich tiefen Preis herab; 5 Eier kommen beispielsweise auf einen amerikanischen Cent zu stehen.

— [Ein Pfirsichenbaum mit purpurrothen Blättern] wurde voriges Jahr aus Amerika bei uns eingeführt. Die Blätter sind lang, breit, überdecken die Zweige vollständig und sind von einer sehr schönen, blutrothen Farbe, welche den angenehmsten Effect macht. Der Baum scheint außerordentlich stark wachsend und dauerhaft zu sein; er ist sehr hart und wird, wie es heißt, unsern deutschen Winter vollständig, ohne die geringste Bedeckung, aushalten. Frucht mittelgroß, mit gänzlich rother Haut und rothem Fleisch, sie soll sich ihrer Qualität nach mit den bestbekannten Sorten messen können und hat noch den weitern Vortheil, daß sie auf Hochstämmen eben so wie auf Spalieren reift.

Provinzial-Berichte.

Breslau. [Der Honigmarkt] am Gründonnerstage, der in diesem Jahre eigentlich der weiße Donnerstag wegen des noch liegenden vielen Schnees benannt werden müßte, war trotz der herrschenden Kälte recht zahlreich von Verkäufern besucht, die größtentheils aus Bienenzüchtern und auch Händlern bestanden. Der verflossene Sommer, der bekanntlich sehr trocken war, war für die Bienen und deren Einsammlung des Honigs ein überaus günstiger, und es konnte daher auch nicht Wunder nehmen, daß viel Honig zu Markt gebracht wurde. Wäre am heutigen Tage die Witterung nur einigermaßen milder ausgefallen, so würden bestimmt noch größere Quantitäten hier eingetroffen sein. Der Preis des Honigs war 2 Mark 40 Pf. bis 2½ Mark pro Liter. Wachs wurde mit 1 Mark 60 Pf. bis 1 Mark 70 Pf. pro Pfund bezahlt. Mit Anbruch des Tages entwickelte sich das Geschäft sehr lebhaft, und nahmen namentlich Pfefferküchler, Fenchelhonigfabrikanten, und Kaufleute große Quantitäten vom Markte. Auch der Kleinverkauf gestaltete sich sehr lebhaft. Am Nachmittag um 4 Uhr war der Markt beinahe geräumt.

(Br. Ztg.)

Aus dem Kreise Liegnitz. (Orig.) Es ist uns eine angenehme Pflicht, über das Resultat der Prüfung in der hiesigen landw. Mittelschule zu referiren, um so mehr, als wir Gelegenheit hatten, das junge Institut von seiner Begründung an zu beobachten.

Nicht nur die dreifache Schülerzahl gegenüber dem Vorjahre, sondern auch die Antworten der Schüler zeugten von dem Fortschritte dieser Anstalt.

Die großen Sympathien, welcher sich die Mittelschule erfreut, waren klar bekundet durch die mehr als zahlreiche Zuhörerschaft, vertreten durch die Spitzen der Behörden, durch viele Landwirthe, welche weit über die Grenzen des Kreises hierher gekommen waren, um sich von der Fortentwickelung dieses Institutes zu überzeugen.

Nicht nur die Prüfung der landwirthschaftlichen Disciplinen, bei denen wir ein überraschendes Verständniß über die Fütterungslehre, den Anbau der Culturpflanzen fanden, sondern auch die der anderen Lehrgegenstände, der Geographie, des Rechnens ꝛc. geben Zeugniß davon ab, daß die Mittelschule sich ihrer Aufgabe bewußt ist, Schüler mit schwacher Schulbildung nicht nur landwirthschaftlich zu belehren, sondern dieselben in den übrigen Fächern fortzubilden.

Die Prüfung in der Chemie bekundete auch, daß diese so schwer populär vorzutragende Disciplin, in klar verständlicher Form, vom Element und seinen Eigenschaften an, bis zu den Verbindungen in der organischen und anorganischen Natur, den Schülern vor die Augen geführt worden sei, und daß es sich auch hier documentirte, daß man beim Unterricht danach getrachtet hatte, nicht mehr zu lehren, als verstanden werden konnte.

Dieselbe Anschauung gewannen wir bei der Anatomie und Physiologie der Hausthiere.

Diese Disciplin, welche erst seit kurzer Zeit durch die glückliche Acquisition des in der That sehr befähigten und beliebten Departements-Thierarzt Jarmer gelehrt wird.

Die reichhaltige Ausstellung von Zeichnungen, Plänen, ausschließlich landw. Bauten, Ställe, Wohnungen ꝛc. dürften mit Recht die Anerkennung aller derer gefunden haben, welche die ganz enormen Leistungen darin zu beurtheilen wissen.

Den Eindruck, welchen unsere Mittelschule durch das Examen am 19. d. M. gemacht hat, ist ein in jeder Beziehung günstiges und befriedigendes, giebt Zeugniß eben so wohl von der unermüdlichen Thätigkeit des leitenden Directors, welcher mit seltenem Erfolge seine Kräfte einem Institute gewidmet hat, dessen Segen sich gar bald kund geben wird, wenn die Zöglinge in die Praxis treten werden, als auch von der glücklichen Wahl der Lehrkräfte, zu welchen die Stadt Liegnitz ein großes Contingent gestellt hat.

Dem Curatorium aber, welches mit seltener Energie und rastloser Thätigkeit in sehr kurzer Zeit das Institut nicht nur gegründet, sondern auch glücklich und mit Erfolg unterstützt hat, gebührt die Anerkennung unseres Kreises und der Stadt in vollstem Maße.

Möge deshalb die junge Anstalt wachsen, blühen und gedeihen, möge sie sich auch ferner des Glücks fleißiger, tüchtiger Lehrer erfreuen, dann werden ihr die Sympathien aller Schichten der Bevölkerung nicht fehlen, möge man sich aber auch nicht verleiten lassen, aus dem in gutem Fährwasser gehenden Institute eine Akademie zu machen, eine Idee, mit welcher man sich an verschiedenen Stellen lebhaft beschäftigt.

Wochen-Berichte.

[Breslauer Schlachtviehmarkt.] Marktbericht der Woche am 22. und 25. März. Der Auftrieb betrug: 1) **306 Stück Rindvieh**, darunter 191 Ochsen, 115 Kühe. Man zahlte für 50 Kilogramm Fleischgewicht excl. Steuer prima Waare 54 bis 56 Mark, II. Qualität 42 — 45 Mark, geringere 27 — 30 Mark. 2) **843 Stück Schweine.** Man zahlte für 50 Kilogr. Fleischgewicht beste feinste Waare 57—60 Mark, mittlere Waare 45—48 Mark. 3) **1452 St. Schafvieh.** Gezahlt wurde für 20 Klgr. Fleischgewicht excl. Steuer prima Waare 19 — 20 Mark, geringste Qualität 8 — 9 Mark pro Stück. 4) **1122 Stück Kälber** erzielten gute Mittelpreise.

Nürnberg, 25. März. [Hopfenbericht.] Der tägliche Einkauf dieser Woche erstreckt sich auf ca. 50 Ballen, und der gestrige Umsatz betrug über 70 Ballen, welche meistens aus Mittel- und guten Mittelsorten bestanden. Es sind hiervon Hallertauer zu 140—142 fl., do. geringere zu 130—133 fl., gute Gebirgshopfen, ausgewählt zu 138 fl., Würtenberger Prima zu 140 bis 145 fl., geringe Altmärker und Oesterreicher nicht über 100 fl., eine Partie Pölitzer zu 115 fl. angezeigt. Heute ist das Marktgeschäft ruhig geblieben; wir haben bis jetzt Mittags blos einzelne geringfügige Abschlüsse zu gewöhnlichen Preisen zu verzeichnen. Bis Mittags 1 Uhr 60 Ballen (seit Montag 300 Ballen) Umsatz.

Breslau, 30. März. [Producten-Wochenbericht.] Endlich hat es den Anschein, als wenn der Winter wärmeren Frühjahrsregungen weichen wollte. Seit dem 28. haben wir keinen Nachtfrost mehr zu registriren, der Wind ist vorherrschend Süd- und Südwest und sanfter Regen scheint die letzten Spuren des Winters verwischen zu wollen. Die Saaten sehen noch grau aus, sind mithin von den rauhen Ost- und Nordwinden nicht geschädigt worden, dagegen soll Rothklee gelitten haben. Das Getreidegeschäft war im Laufe der Woche ziemlich lebhaft. Preise wenig verändert.

Weizen weiße feinste Sorte 19,50—20,50 Mk., gelber milder 15,60 bis 18,50 Mk. pro 100 Klgr.

Roggen, Angebot schwach, Nachfrage stärker, gute schles. Waare 14,50 bis 15,50 Mark pro 100 Klgr.

Gerste, nur ganz feine Qualitäten verkäuflich, feinste weiße 16—16,25 Mark, gelbe 13,20—15,20 Mark pro 100 Klgr.

Hafer wenig begehrt, Zufuhr nicht unbedeutend, Saathafer pr. Qualität 15,10—17,25 Mark, Futterhafer 13,10—14,60 Mark pro 100 Klgr.

Lupinen gelbe 14—15,50 Mark, blaue 13—14,25 Mark pro 100 Klgr.
Wicken 17—18,50 Mark pro 100 Klgr.
Hülsenfrüchte:
Kocherbsen 18,50—21,10 Mark pro 100 Klgr.
Futtererbsen 16,70—18,10 Mark pro 100 Klgr.
Linsen, große 33—39 Mark, kleine 27—31 Mark pro 100 Klgr.
Bohnen 22 23 Mark pro 100 Klgr.
Mais 14—14,25 Mark pro 100 Klgr.
Hirse (roher) 15—16 Mark pro 100 Klgr.
Buchweizen 17,25 -17,50 Mark pro 100 Klgr.
Klee- und Grassamen wenig Angebot, Lager ziemlich geräumt.
rother Klee 44—54 Mark pro 50 Klgr.
weißer Klee 52—72,25 Mark pro 50 Klgr.
gelber Klee 14,20—17,50 Mark pro 50 Klgr.
schwedischer Klee 60—70 Mark pro 50 Klgr.
Grassamen, Thymothee 31—35 Mark pro 50 Klgr.
Luzerne franz. 60—66,50 Mark, deutsche 54—57 Mark pro 50 Klgr.
Esparsette 21—22 Mark pro 50 Klgr.
Seradella 21—24,50 Mark pro 50 Klgr.
Oelsaaten:
Raps 24,75—26 Mark pro 100 Klgr.
Winterrübsen 22—24,70 Mark pro 100 Klgr.
Sommerrübsen 22—24,75 Mark pro 100 Klgr.
Leindotter 21—23,50 Mark pro 100 Klgr.
Leinsaat 24—26,50 Mark pro 100 Klgr.
Schlaglein 22—23,50 Mark pro 100 Klgr.
Hanfsaat 19—21 Mark pro 100 Klgr.
Rapskuchen 8—8,20 Mark pro 50 Klgr.
Leinkuchen 10—10,50 Mark pro 50 Klgr.
Spiritus pro 100 Liter 80 pCt. 56—57 Mark.
Mehl, Nachfrage im Steigen.
Futtermehl (Roggen-) 12,25—12,75 Mark pro 100 Klgr.
Weizenkleie 10,25—10,50 Mark pro 100 Klgr.
Weizenstärke 22—25,50 Mark pro 50 Klgr.
Kartoffelstärke 12—12,75 Mark pro 50 Klgr.
Heu 5,50—6 Mark pro 50 Klgr.
Roggenstroh 30—33 Mark pro 600 Klgr.
Kartoffeln 2,50—3 Mark pro 75 Klgr.

m.

Briefkasten der Redaction.

Die Herren Mitarbeiter und Correspondenten der Schles. Landw. Zeitung ersuchen wir hiermit eben so dringend als auch ergebenst, alle für uns bestimmten Arbeiten direct unter unserer Adresse: „Kleinburgerstraße Nr. 39" einzusenden, weil durch diesen kürzeren Weg Weitläufigkeiten und viel Zeit erspart wird.

Herrn H. M. Br. Wir ersuchen um den angekündigten Artikel.

Herrn Dr. J. K. Herzlichen Dank für die freundliche Uebersendung (ist bereits benutzt worden). Nächstens brieflich mehr.

Verantwortlicher Redacteur: R. Tamme in Breslau.
Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.